

Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen. So kommentierte Goethe die Kanonade von Valmy 1792, die den Rückzug der preußischen und österreichischen Truppen bewirkte. Der helllichtige Dichter hat nicht schlecht gewählt, denn dieses Ereignis war wichtig für das Vorrücken der Französischen Revolution. Aber entscheidend war es wohl nicht. Ganz generell entsprechen präzise Wendepunkte wohl weniger dem realen Verlauf der Geschichte als dem Gliederungsbedürfnis der Historiker, die allerdings seit einigen Jahrzehnten den – vorsichtigeren, aber auch nicht ganz unproblematischen – Begriff der Schwellenzeit vorziehen. Manchmal freilich legt es ein geschichtliches Ereignis nahe, von einem Vorher und einem Danach zu sprechen, nicht als schlechthin entscheidender Änderungsimpuls, vielmehr als Signal, das eine schon länger andauernde Entwicklung aufnimmt und deutlich anzeigt.

Von einem solchen Signal soll hier die Rede sein. Manche mögen's heiß, und so war auch damals das

Stichwort Revolution zu hören – aber sie betraf einen recht harmlosen Bereich der Landes- und nicht der Weltgeschichte, und es ging dabei ganz unblutig zu. Vor 40 Jahren, im Frühjahr 1974, rief der Süddeutsche Rundfunk zu einem Wettbewerb in Mundartlyrik auf. Federführend war die Redaktion *Land und Leute*, die bis zur SWR-Fusion mit Reportagen, Interviews, Vorträgen und Features einen wichtigen Beitrag zur Volkskultur und Landesgeschichte leistete. Martin Blümcke, Leiter der Redaktion, und seine Mitarbeiterin Heidi-Barbara Kloos reagierten mit der Ausschreibung des Wettbewerbs auf eine sich bereits abzeichnende Konjunktur der mundartlichen Poesie. Man sprach von einer Dialektwelle, und es deutete sich an, dass diese Welle nicht nur altes Treibgut hochspülte, sondern auch Neues zum Vorschein brachte. Der Rundfunkwettbewerb machte dies vollends deutlich, und er bildete für die Einschätzung der Dialektdichtung eine wichtige Scheidelinie.

Über 600 Frauen und Männer nahmen teil, deren Namen und Adressen selbstverständlich verdeckt blieben. Da die Teilnehmer aufgefordert waren, drei Beispiele ihrer poetischen Produktion einzusenden, kamen fast 2000 Gedichte zusammen, die in einem großen Waschkorb zu den Preisrichtern wanderten. Zwar handelte es sich überwiegend um leichte, manchmal sehr leichte Kost; aber auch die lässt sich nicht in dichter Folge bewältigen, und so zog sich die Beurteilung einige Wochen hin. Erst kurz vor Weihnachten 1974 wurde das Ergebnis des Wettbewerbs in einer Sendung vorgestellt. Ein weihnachtliches Geschenk war das freilich nur für die Gewinner der drei Preise und – in etwas geringerem Umfang – wohl auch für die wenigen Beinahe-Gewinner, von denen Gedichte in der Sendung zum Vortrag kamen



Heidi-Barbara Kloos und Martin Blümcke bildeten zum Zeitpunkt des Mundartlyrikwettbewerbs die Redaktion *Land und Leute* im Hörfunk des Süddeutschen Rundfunks.

* Für die angeführten Gedichttexte wurde die von den Autoren benützte Schreibweise übernommen, da sie von vielen Mundartdichtern als wesentliches Element betrachtet wird. Das Streben nach genauer Bestimmung der jeweiligen Lautverhältnisse verdient Respekt; manchmal wird mit der Schreibung aber vor allem demonstriert, dass man es mit dem analytischen Befund eines sattelfesten Experten zu tun hat. Die komplizierte Umschrift ist jedenfalls nicht lesefreundlich – und in vielen Fällen überflüssig: Die spezifische Lautung von «ghomm jedds här tsu miir» lässt sich auch über die Schreibung «Komm jetz her zu mir» vermitteln.

und später auch in der «Schwäbischen Heimat» (26. Jg. 1975, Heft 2) abgedruckt wurden. Zwangsläufig gab es viele Enttäuschungen, und sie mussten sich, anders als bei einer nur vom Zufallsglück regierten Lotterie, mit der eigenen Leistung und der von Anderen auseinandersetzen.

Eine ganze Reihe von Dichterinnen und Dichtern tat dies nicht nur im Stillen oder im häuslichen Umkreis, sondern machte sich in schriftlichen Äußerungen Luft, die an die zuständige Funkredaktion gerichtet waren. In manchen Fällen geschah dies ohne weitere Argumentation im Gestus verkannter Genies: Die Entscheidung der Preisrichter löse *mitleidiges Lächeln* aus und sei ein Beweis für die *Talfahrt der Kunst*; oder die Verwunderung über die Ignoranz der Jury wurde mit *herrje* oder der Anrede *Also wisset Se* zum Ausdruck gebracht. Aber in der Mehrzahl der Briefe trugen die Verfasser poetologische Überlegungen und inhaltliche Kritik vor. Die wichtigsten Akzente dabei: In den ausgezeichneten Gedichten gibt es keine Reime; in ihrem Inhalt wird nicht das Schöne gesucht und nicht das Banale gemieden; getadelt wird der *Bierernst*, der Verzicht auf lustige Schilderungen; und protestiert wird auch dagegen, dass bei der Preisvergabe alemannische und fränkische Mundartdichter besser weggekommen sind als die schwäbischen. *Bei dr Jury hot halt dr Willy Reichert gfehlt*, fasste eine Brieffschreiberin ihre Kritik zusammen.

Die kritischen Stimmen boten ein sicheres Indiz dafür, dass in dem Wettbewerb Ungewohntes, Neues herausgestellt wurde, und die Kritikpunkte wiesen ziemlich korrekt auf das Neue hin, das aber vom Preisgericht mit positiven Vorzeichen versehen worden war. Da war zunächst die Sache mit den Reimen. Die ganz überwiegende Zahl der Einsender und Einsenderinnen hatte Gedichte vorgelegt, die in gereimten Verszeilen gefasst waren. Und aus den kritischen Stellungnahmen ging hervor, dass diese formale Struktur als wesentliches Kennzeichen, ja als Definitionsmerkmal von Gedichten verstanden wurde – schmachlich ignoriert von den Preisträgern und den Juroren. Tatsächlich sind die drei mit Preisen honorierten Gedichte zwar metrisch gegliedert, aber ohne Reime. Auf sie haben die Verfasser aber nicht aus Unvermögen verzichtet, sie haben diese moderne, in der hochsprachlichen Lyrik längst erprobte Form verwendet, um das Gedicht nicht harmonisierend zu glätten, die Leser oder Zuhörer vielmehr direkt mit den Widerspenstigkeiten im Text zu konfrontieren.

Dieter Wieland, der in der fränkischen Mundart seiner Heimatstadt Schwäbisch Hall schrieb, blickte in seinem preisgekrönten Gedicht auf einen alten Hof – ein Gegenstand, der auch nostalgisch und

NAL HÄMMER GSAT!



KEIN ATOMKRAFTWERK IN WYHL UND ANDERSWO

Der Kampf gegen die Atompolitik der Filbinger-Regierung machte es möglich: Die Mundart wurde Anfang der 1970er-Jahre zum politischen Ausdrucksmittel des Umweltschutzes.

sogar mit touristischem Werbeeffect behandelt werden könnte, dem aber Wieland jede idyllische Anmutung verweigert; einsam lebt die alte Mutter in dem verfallenden Gehöft, nachdem der Vater am Alkohol zugrunde gegangen ist und die Jungen in einem Neubau wohnen:

*Was Shtaa isch,
sandt ro.
Em Fachwärch
faule d Fieß.
Dr Dachschtuehl –
woermich
un verhoudscht
vum Wiind.*

*Em alde Bauere
sa Doerscht
isch uff dr Heff.
Jetzt drinkt'r Reeche
Drauß voerm Oert.*

*De Junge
froocht mr nooch
zwie Aggerbraate waiter,
wu s ougnähm schmeckt
un kaa Salpääder
noocht am Butz.*

*Im Härbscht
ranschiere s'
iehrne Kärrich
in de alde Houf.
Se bräche s Oubscht
un blooche d Muedder
um en Kreewe,
um en Sack,
e Schnuer –*

Zur traditionellen Vorstellung von Dialektgedichten passten solche Verse nicht. Für sie sind es gar keine Verse, da die Reime fehlen, und an diesem vermeintlichen Mangel wird die Kritik festgemacht:



Der Schwäbisch Haller Dieter Wiegand (1936–2013) war eine Doppelbegabung im Sprachlichen und im Malerischen. Als Dekorationsmaler arbeitete er beim Theater und in der Fernsehausstattung des Süddeutschen Rundfunks. In seinen Zettelkästen sammelte er 10.000 Wörter des bis in die 1950er-Jahre lebendigen Stadt-Hällisch.

Ja, des isch freilich neue Konscht,
 Von dera han i ja koin Donscht.
 Ond i han gmoint, des muaß sich reima,
 die Wörtla muaß ma zammaleima.
 Drom han i Dippl 's Hirn verrenkt
 ond mei Idee in Vers neizwängt.
 Ha no, es muaß halt au em Leba
 in onserm Ländle Domme geba.

So steht es, charmant und fast schon preiswürdig formuliert, in der Zuschrift von Marianne Kleber aus Thannhausen in Bayrisch Schwaben, die später ihre eigenen Gedichtbändchen in Mundart veröffentlichte. Die meisten Kritiker äußerten sich sehr viel aggressiver; sie sahen sich aufgerufen zu einer Rettungsmission für die richtige, die gereimte Dialekt-dichtung.

Dabei kam dann allerdings auch die inhaltliche Kritik ins Spiel. Es gehe ordinär zu in den Gedichten, stand in einem Brief, und kurioserweise wurden sie als Teil der Sexwelle bezeichnet, obwohl nicht nur die ausgewählten Gedichte, sondern auch die vielen eingesandten Liebesgedichte fast vollständig auf Ein- und Zweideutigkeiten verzichteten.

Was henderher passiert em Bett,
 do drüber schwätzt d' Schwoba et ...

heißt es im Gedicht über eine Bauernhochzeit, die recht farbig geschildert wird. Aber die Empfindlichkeit ist – oder war jedenfalls – groß, sodass beispielsweise in dem Preisgedicht von Manfred Bosch eine Passage moniert wurde, in der er einen Mann mit einem drastischen, aber durchaus populären Bild eine lustige Runde schildern lässt:

desell obend vergiß i nie
 wa hommer do glachd und gschättered
 der stark emil der sprichbeutel
 hot on witz nachdem andere brocht
 so ebbs hosch nonit erlebt
 isag dr die ganze wiiber
 hond ind hose brunzt
 vor lache
 mir honn uns nimme halte könne

Das Gedicht ist überschrieben: «eweng im fotoalbum schbaziereluege»; in der niederalemannischen und auch leicht schwäbisch eingefärbten Bodensee-mundart arrangiert der in Bad Dürkheim geborene Autor eine durchaus realistische, vertraute Situation: Da blättert einer im Album, die Fotos rufen bei ihm Erinnerungen ab an die im Bild festgehaltenen Menschen und Szenen, und die Gedanken wandern weiter, begleiten die abgebildeten Personen auf ihrem weiteren Weg. Die Episoden sind in kurzen Abschnitten aneinandergereiht in einem langen Erzählfluss; das Gedicht beginnt mit dem Wörtchen und, steuert ganz direkt den Spaziergang entlang der Erinnerungsbilder an:

un dendohane kennsch jo
 des isch de fehrebacher sepp
 der dürft jetzt au scho lang dod si
 vu dem hondse domols scho gseet
 dassers nimme lang macht

guck jetz des sind
 d bilder vum paul
 sinnere konfirmation
 do warer no e klei bürschle
 erscht nochhär ischer eso uffgeschosse
 des war de mittagsdich
 im griene bomm dusse
 d bilder sin ewend dunkel worre
 aber mach emol bilder immer zimmer dinne
 mitere eifache box

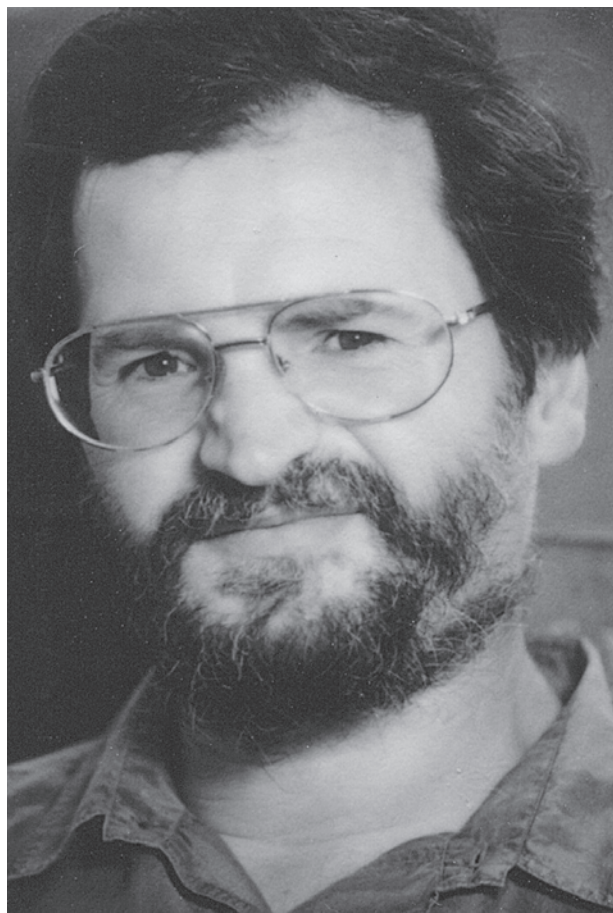
sechservierzge war des
 do hosch no nind kriegt

nit emol kohle ware do
 jeder wo iiglade gsi isch
 hot e baar brikett mitbrocht
 oder holzscheitle
 dasses uusghaalte hosch
 i dem sauloch dem kaalte
 wirsch jo wohl no wisse
 die kalte winter
 obwohl s war jo schon scjön
 so winter gitts heut keine meh

Das ist eine Wendung ins Nostalgische, auch sie realistisch, denn die Leute zielen in ihrer Erinnerung nicht nur aufs vergangene Elend – aber die kleinen Aufhellungen übertünchen auch nicht die dunklen Seiten. So vermittelt Boschs langes, hier nur mit kleinen Ausschnitten zitiertes Gedicht einen Einblick ins einstige ländliche Leben. Es bewegt sich in einer beliebten Szenerie der Dialektdichtung, aber es weicht entschieden ab von den traditionellen Einfärbungen dieses Genres – von der Idyllisierung ebenso wie von der derben Komik. In einem Leserbrief an die Stuttgarter Nachrichten wurde es als *die eigentliche und deprimierende Überraschung* des Lyrikwettbewerbs bezeichnet, dass *das Heitere und Lustig-Witzige nicht die geringste Chance haben würde*. Es liegt auf der Hand, dass damit vor allem handfest-derbe Komik anvisiert war, denn Manfred Boschs Gedicht strahlt durchaus eine souveräne Heiterkeit gegenüber den Lasten des Lebens aus, und es verzichtet auch nicht auf witzige Wendungen.

Einige der eingesandten Gedichte gehen spielerisch-witzig mit der Sprache um und gewinnen ihre Pointen aus gegensätzlichen Bedeutungen von Mundart und Hochsprache. Der Heilbronner Otto Köhler gibt auf diese Weise dem Text von Schillers Hymne an die Freude eine komische Wendung. Er fasst das erste Wort, *Freude*, in der Dialektvariante als Imperativ *frei-de*, freue dich, und er macht daraus eine immer dringlicher werdende Aufforderung:

freide
 scheener getterfunken...
 frei de halt
 dua de held freia
 scheener getterfonka
 wirsch scho an grond
 fända d`rfrier
 daß de freia kansch
 du gottsallmähdich
 scheener getterfonka
 des wär jo noo scheener
 wenn grad du de net
 freia dütsch



Manfred Bosch wurde 1947 in Bad Dür rheim geboren und lebt heute als Schriftsteller in Konstanz. Anfänglich inspiriert von der Mundart, sah er mit rund 35 Jahren die Möglichkeiten des Dialekts für sich als erschöpft an.

du getterfonka
 frei de ond
 dia herra Beethoven
 ond Schiller ond Fischer
 ond Filbinger (der wo
 onser landesvadder isch)
 näbschd derra dochter
 fom elisium
 die freiad sich dann
 älle mid
 also frei de g'fellichschd
 sonschd miasa m'r amol
 gands gottsallmähdich
 'neifonka

In anderen Gedichten liegt die witzige Pointe im Gegensatz zwischen Anspruch und Wirklichkeit – wie in dem Text *Am Grabe Gottlieb Daimlers* von Gerhard Raff, der an einem schwäbischen Musterbeispiel demonstriert, wie das große Vergessen auch die Berühmten ins Dunkel rückt:



Wilhelm Staudacher (1928–1995) ist in Rothenburg o.d.T. geboren und amtierte dort als Stadtkämmerer. Er liebte seine Heimatstadt und ihre melodiose ostfränkische Mundart.

Oh Gottliab!
Da liegscht Du nun im Uffkirchhof.

Oh Gottliab!
Hoscht dr Menschheit s Auto gescheekt.
Ond hoscht net amol a frischs Bleamle uff deim Grab.

Oh Gottliab!
Wenn a jeder, mo mit dir sei Gerschtle gmacht hot
Dir bloß a Veigele nalege dät,
no dät mr des schmecke bis Kaltetal.

Oh Gottliab!
Du ond dr Berthold Schwarz ond dr Hegel.
Ihr drei – oi Gspa'.
Hend d' Welt refoluzioniert.
Ond was hend'r jetz drovo?

Oh Gottliab...

Wenn der ernste Ton der preiswürdig gefundenen Gedichte kritisiert wurde, dann zielte dies vermutlich vor allem auch auf das von der Jury ganz an die Spitze gerückte Gedicht von Wilhelm Staudacher in seinem fränkischen Dialekt. Er gab ihm die Überschrift: «gester – heit – morche». Eine kleine Reflexion

nur, zu lesen als Selbstgespräch oder auch als besinnlicher Monolog am Stammtisch, aber hintergründig politisch mit der Erinnerung an das fraglose Versagen in der Vergangenheit und dem knappen Hinweis auf das drohende Versagen in der Zukunft – gestern, heute, morgen ...

I
ja
hewwes gsocht

II
hätt mr nr
naa
gsocht
hewwes hintenoech gsocht
ja
sooch mr
nimmi
hewwes hintenoech gsocht

III
ja
sooches widder

IV
hätt mr nr
naa
gsocht
werres hintenoech sooche
widder emoel
ja
sooch mr
nimmi
werres hintenoech sooche
widder emoel

V
sie hewwe nit
naa
gsocht
sie sooche nie
naa

VI
sie hewwe en
sproechfähler
wenns drauf oukummt
jedsmol



Politisch Lied, ein garstig Lied – Goethe charakterisierte diese Meinung bereits als Wirtshausparole, indem er sie einem der Gäste in Auerbachs Keller in den Mund legte, und es ist eine Stammtischweisheit geblieben. Die sechs kurzen Etappen des Gedichts zeigen aber, dass sich Politisches vom Alltagsleben nicht abtrennen lässt und dass scheinbar unpolitisches Verhalten enorme politische Auswirkungen haben kann.

Der politische Akzent erwies sich auch insofern als wichtiges Merkmal der neuen Mundartdichtung, als diese insgesamt als Ausdruck eines neuen Regionalismus verstanden wurde. Die Region, der heimatische Umkreis, galt nicht mehr als der Raum, in dem die Moderne noch nicht ganz angekommen ist und der deshalb altertümliche Merkwürdigkeiten präsentieren kann, sondern als ein Gebiet mit einer spezifischen Lebensqualität, mit *Eigen-Sinn*, wie man halb spielerisch und halb ernst verschiedentlich anmerkte. Und zu dieser Besonderheit rechnete man auch den jeweiligen Dialekt als authentische regionale Äußerungsform. Im Jahr jenes Wettbewerbs begann sich in Wyhl am Kaiserstuhl eine bunte Truppe aus Städtern und Dörflern, aus Bauern, Angestellten, Studierenden und Studierten zu sammeln, die sich einig war im Widerstand gegen die Planung eines Atomkraftwerks, und zu den oppositionellen Äußerungsformen gehörten Lieder im alemannischen Dialekt.

Wahrscheinlich trug der regionalistische Aspekt auch dazu bei, dass die neue Dialektdichtung im fränkischen und alemannischen Sprachbereich zunächst ein breiteres Fundament fand als im schwäbischen. Das Schwäbische gehörte ja doch auch zur Metropole, zur Herrschaft; es kam – auch – von oben, während die anderen Dialekte leichter als Sprache von unten, als Ausdrucksform des Widerstands stilisiert werden konnten. Im <Dreiecksland> am Oberrhein war in den Widerstand auch das Elsass und die Schweiz einbezogen; André Weckmann, Wortführer der elsässischen Mundartpoeten, sprach vom *Dialekt als Waffe*. Und auch für die fränkischen Schwaben oder schwäbischen Franken waren die Verbindungen mit den Nachbarn wichtig, wenn sie auch nicht nationale Grenzen überschritten; der Preisträger Wilhelm Staudacher kam aus dem bayrischen Rothenburg ob der Tauber.

Von ihm muss auch noch einmal die Rede sein, wenn der Charakter jener Wende von 1974 genauer bestimmt werden soll. Zunächst muss festgehalten werden, dass den Neuerungen traditionelle Formen der Mundartdichtung in großer Überzahl gegenüberstanden – Gelegenheitsgedichte zu privaten oder zu Vereins-Festlichkeiten, anekdotische Erzähl-

gedichte über lustige Ereignisse, Stimmungsbilder aus der Natur, allgemeines Lob der Heimat. Die neuen Akzente in Form und Inhalt wurden durch das Preisgericht in den Vordergrund gerückt; sie waren maßgebend nicht nur für die Preisvergabe, sondern auch für die Aufnahme in die Sendung, in welcher die Ergebnisse des Wettbewerbs bekanntgegeben wurden. Damit war ein neues Kapitel der Dialektdichtung im Südwesten eröffnet.

Aber *neu* ist dabei relativ zu verstehen. Der Wettbewerb hat nachweislich dazu beigetragen, dass eine ganze Reihe von Autorinnen und Autoren Mut zur Dialektdichtung fasste; es war eine literarische Initialzündung. Aber es gab auch eine Vorlaufphase. Der im von Hebel besungenen Tal der Wiese geborene Gerhard Jung bezeichnete sich selbst als *Heimatdichter*, zeigte aber, wie herb es in der *Heimet uf em Wald*

ILLUMINA 2014
 „Die Jahreszeiten“ – Licht und Klang im Kurpark
Bad Mergentheim
www.bad-mergentheim.de/illumina
11. September – 21. September 2014
von 20.30 Uhr bis 23.30 Uhr
im Kurpark

Eintritt:
 Vorverkauf: € 8,- / Abendkasse: € 9,-

Info und Kartenvorverkauf:
 Kurverwaltung
 Bad Mergentheim GmbH
 Lothar-Daiker-Str. 4
 97980 Bad Mergentheim
 Tel. 07931/965-225

Tourist-Information
 Stadt Bad Mergentheim
 Marktplatz 1
 97980 Bad Mergentheim
 Tel. 07931/57-4820

Schirmherr: Prof. Dr. Wolfgang Reinhart, Veranstalter: Kurverwaltung
 Bad Mergentheim GmbH, Lothar-Daiker-Str. 4, 97980 Bad Mergentheim

Mit freundlicher Unterstützung von:

Hauptsponsor

Weitere Sponsoren





Der 2003 unerwartet verstorbene Sänger Wollé Kriwanek brachte Mundart mit Jazz, Rock und Blues zusammen und schrieb mit seinen Songs Schwabenrockgeschichte.

oft zugeht. Sein erstes Buch mit Dialektgedichten erschien schon 1960. Im Schwäbischen hatte Peter Schlack 1973 Mundartgedichte unter dem Titel *Urlaut* veröffentlicht, und im fränkischen Teil Württembergs wurde Gottlob Haag Anfang der 1970er-Jahre bekannt mit Erzählungen und Gedichten im Dialekt. Und Wilhelm Staudacher hatte zum Zeitpunkt des Wettbewerbs bereits drei Bände mit Mundartgedichten vorgelegt, beginnend schon 1961 mit dem Buch, dem er den programmatischen Titel *Des is aa deitsch* gab und dem er das Motto voranstellte:

*I rejd in merer Haametsproech,
Des is aa deitsch, ner nit sou ‚hoech‘.*

Das war bereits ein neuer Ton – möglicherweise beeinflusst von den Wiener Mundartpoeten um H.C. Artmann, die schon im Verlauf der 1950er-Jahre der deutschen Hochsprache ihren «nicht so hohen» Wiener Dialekt entgegensetzten und in der Sprache der Straße und der Wirtshäuser ernste Themen behandelten. Von ihnen ging eine starke Wirkung über die Grenzen aus, in die Schweiz, wo der Pfarrer Kurt Marti mit seinen sozialkritischen und politischen Gedichten in Berner Mundart auffiel (für seine Vorgesetzten überwiegend unangenehm auffiel), aber auch nach Bayern und in den deutschen Südwesten. Außerdem hatte sich in Österreich eine neue Tradition gesungener Dialektlieder entwickelt; Liedermacher wie Wolfgang Ambros und Georg Danzer kamen sicher auch deshalb gut an, weil heitere Heurigenlieder im Stil Hans Mosers eine etablierte Gattung waren; aber sie setzten politisch wache und kritische Texte durch. Und auch ihre Intention wurde im deutschen Südwesten aufge-

nommen; Wollé Kriwanek trat seit 1971 regelmäßig bei Straßenfesten und Musikertreffen auf und zeigte, wie sich Rockmusik und Blues mit Dialektpartien verbinden ließen.

Ganz bewusst ist hier von einer Wendezeit und nicht von dem Wendepunkt die Rede, und man sollte wohl die Relativierung noch verstärken durch einen Ausgriff in die weitere Vergangenheit. Wenn die neue Dialektdichtung mit der alten kontrastiert wird, dann operiert man meist mit einer Tradition der Mundartpoesie, die sich erst im Lauf des 19. Jahrhunderts herausbildete – eine Tradition auf zwei Etagen, die sich aber gut miteinander vertrugen: eine die raue Wirklichkeit beschönigende Salonlyrik mit der Tendenz zur Verniedlichung der Natur und des Volkslebens und nicht selten mit einer frommen Ausdeutung, und eine lustig-derbe Spielart, in der vor allem komische Ereignisse vorgetragen werden. Dieser Stilisierung gingen aber andere Phasen voraus.

Man kann die Entstehung der Dichtung im Dialekt geradezu als Aufstand gegen herrschende Normen interpretieren; die Abweichung vom vorgeschriebenen sprachlichen Standard war in vielen Fällen der beliebte Ausdruck einer Abweichung vom gehobenen Standard der Kultur und damit von der besseren Gesellschaft und ihrem Lebensstil. Die frühesten Belege für Dialekt in der Literatur stammen aus dem Theater. In den getragenen Stil staatspolitischer oder religiös fundierter Vorgänge schoben sich Zwischenspiele, in denen Leute aus dem Volk, Bauern oder Landsknechte und auch komische Figuren wie der Hanswurst die Dinge aus ihrer Perspektive und in ihrer groben Sprache kommentierten und meist ins Lächerliche zogen. Als sich die



1975 gewann Wollé Kriwanek beim SDR-Wettbewerb «Bester Liedermacher von Baden-Württemberg». Unvergessen ist sein Lied von der «Stroßaboh».

Dialektpartien verselbständigten wie im Schwäbischen bei Sebastian Sailer, blieb dieser Verfremdungseffekt erhalten; die Schöpfungsgeschichte des Marchtaler Prämonstratenserpaters versetzt das biblische Geschehen in die oberschwäbische Realität und erzeugt so komische Wirkungen, ohne damit Zweifel an der christlichen Tradition zu nähren. Auch die darauf folgende Dialektlyrik ist keineswegs durchgängig dem schönfärberischen Salon- oder dem künstlich hergestellten Rustikostil verhaftet – leicht ließe sich eine recht tragfähige Brücke bauen, die von Hebels reflektierten Natur- und Lebensbildern über Weitzmanns Aufklärungsverse, Michel Bucks ehrliche Schilderung bäuerlicher Perspektiven, Sebastian Blaus freundlichen Blick auf die Kleinbürger und Friedrich E. Vogts poetisches Eindringen in die Stuttgarter Stadtlandschaft hinführt zu den Neuerern der 1970er-Jahre.

Für die Bewertung jener Wende ist aber auch die Frage wichtig, wie es weiter ging. Keinesfalls handelte es sich um einen totalen, flächendeckenden Umbruch. Das machen ja schon die zitierten kritischen Einwände deutlich, und ein Großteil der Mundartdichter blieb bei den alten Rezepten. Aber eine beachtliche Zahl überwiegend junger Poetinnen und Poeten schwenkte ein auf die neue Spur und betrat so ein neues Feld literarischer Gestaltung oder legte einen stärkeren Akzent auf die schon vorher erprobte Dialektlyrik. Thaddäus Troll hatte 1967 und 1972 seine Charakterstudien über die Schwaben publiziert und gehörte beim SDR-Wettbewerb zum Preisgericht; aber eigene Dialektgedichte fasste er erst zwei Jahre danach in dem Band *O Heimatland* zusammen. Manfred Bosch legte in kurzen Abständen drei schmale Bändchen mit Mundartgedichten vor. Wilhelm König schaltete konsequent von standardsprachlicher auf Dialektlyrik um; in seinem Band *Mit zwua Zonga* von 1977 steht das Gedicht zur «*Schdaddendwigglong*», das leider aktuell geblieben ist in der von König vorgenommenen Umdeutung: *schdadd Endwigglong*, und das mit seiner eindringlichen monotonen Reihung *Aaareißa, aareißa, aareißa* immer wieder zitiert wird.

Das Spiel mit der Sprache ist ein wesentliches Element der neuen Dialektdichtung. Helmut Pfisterer gab der alten Gattung des Gelegenheitsgedichts mit *Brauchvers* eine neue Richtung; er spielte in *Norebabelds* mit so dahingesprochenen Assoziationen, die unerwartete Sinnkontraste ergaben; und er vergnügte sich in *Weltsprache Schwäbisch* mit Anklängen des Schwäbischen an nicht-deutsche Sprachen. Das ist auch ein wichtiges Element in Gerhard Ruffs überwiegend in Prosa vorgetragenen schwäbischen Reflexionen; wenn der Verfasser des unangefochte-



Gerhard Raff hatte 1984 bei Hansmartin Decker-Hauff mit einer Arbeit über die Ursprünge des Hauses Württemberg promoviert. Ein Jahr später erschienen seine schwäbischen Geschichten aus der «Stuttgarter Zeitung» als Buch.

nen Bestsellers *Herr, schmeiß Hirn ra!* seine beliebten Vortragslesungen anbietet, ist das Publikum begierig auf sein *Chinäbisch* – eine dichte Abfolge schwäbischer Wendungen wie etwa *ha-no* oder *ha-noi*, die fernöstlich klingen. In diesem Zusammenhang mag noch einmal einer der Kritiker des Lyrikwettbewerbs zu Wort kommen. Er nahm Anstoß an *reimlosen intellektualisierenden Wortspielereien*; dabei war das Spiel mit dem schwäbischen Chinesisch schon vor einem Jahrhundert populär – Kinder gaben sich das Rätsel auf, was *Dsonnscheintschao* bedeute und hatten ihren Spaß an dem «intellektualisierenden» Spiel.

Über den in der Dichtung ungewohnten Dialekt werden oft auch Klangspiele erzeugt. Zuhörerinnen und Zuhörer betonen mitunter, dass sie Rhythmus, Melodie und Eigenart des Tons auch dann genießen, wenn sie dem Inhalt nicht richtig folgen können. Es ist auch kein Zufall, dass zwischen den aktiven

Mundartdichtern internationale Kontakte entstanden und dass zu größeren Leseveranstaltungen wie den *Reutlinger Mundartwochen* manchmal ausländische Autoren eingeladen werden, die in völlig fremden Dialekten schreiben. Dass mangelhaftes inhaltliches Verständnis allerdings auch zur Falle werden kann, zeigte ein innerdeutscher Vorgang. Michael Spohn, der vor allem auch mit seinen ironischen «*Schwäbischen Comics*» bekannt wurde, publizierte 1978 seinen ersten Band mit Mundartgedichten unter dem Titel *Wenn's leidet, mach e nemme auf*. Die Vorstellung im Rundfunk übernahm ein aus dem Norden kommender Redakteur, der Spohn im Gespräch pausenlos bedrängte, doch auch über das Leiden zu reden, das er ja im Titel herausgestellt habe.

Auch bei den Spielereien geht es meist nicht nur um phonetische Ähnlichkeiten, sondern um das Aufdecken überraschender Sinnbezüge. Norbert Feinäugle, ein wichtiger Erforscher und Vermittler des Dialekts, überschrieb ein zu dem Wettbewerb eingesandtes Gedicht *Verzärtelung*. Aber es reiht dann rasch Reimverse aneinander, die eine autoritäre Gesinnung verraten, ehe die letzte Zeile dann doch aus keineswegs altruistischen Motiven zum Titelstichwort zurückkehrt:

*i sott
bei gott
dia grott
äll bott
a d' gosch
na'haua
aber no
hette bloß s' gschroi*

Das kleine Gedicht passt zu den Versen von Georg Holzwarth, die er *Antiautoritär* überschrieb:

*Freile derfsch du
doa
was d witt
Bua*

<i>aber wann i mei Rua nemme han no dua i was i will</i>	<i>ond no schbuckts fei gottsallmächtig hosch me vrschtanda</i>
--	--

Holzwarth, der auf der Ostalb aufwuchs und 1975 seinen ersten schwäbischen Gedichtband veröffentlichte, ist ein genauer Beobachter dörflicher Realität und in gewisser Weise ein politischer Dichter. Dabei ist nicht an ideologische Propaganda und große Aktionen zu denken; es geht vor allem um lokale Politik, deren Positionen und Kontroversen kritisch betrachtet werden – wie in dem Gedicht *Gemeinde-reform*, das in immer noch aktueller Argumentation deutlich macht, dass die Ergebnisse von Befragungen, also direkter Demokratie, nachträglich oft umgebogen werden.

Der Dialekt ist die Sprache der Nähe, und viele der neuen Mundartgedichte schildern alltägliche Vorgänge und Konstellationen – im Verein, bei der Arbeit, beim Einkauf, in der Familie. Dafür könnten viele Beispiele angeführt, und es könnten noch viele Namen genannt werden: Manfred Hepperle und Marlies Grötzinger in Oberschwaben, Petra Zwerenz für die Alb, Walter Hampele als Vertreter des Fränkischen – es ist unmöglich, in engem Rahmen

hmt
Herbstliche Musiktage Bad Urach

2.-10.10.2014

An der
schönen
blauen
Donau

herbstliche-musiktage.de // Telefon 07125 9460-6

einen Überblick über die jüngste Dialektdichtung im Land zu geben. Unmöglich deshalb, weil es sich, weitgehend unabhängig von einem gewissen Rückgang des Dialekts im täglichen Leben und vielleicht auch als Reaktion darauf, nach wie vor um eine lebendige und bunte Szene handelt.

Die traditionelle Ausrichtung auf heitere Geschehnisse spielt noch immer eine Rolle. Doch sind viele Gedichte mit einem leicht sozialkritischen Unterton versehen oder verfolgen die Absicht, auf verquere Situationen im Alltag, auf Missverständnisse und Kommunikationsbarrieren hinzuweisen. Dafür möge ein Dialoggedicht von Rolf Staedele als letztes Beispiel stehen:

Du – –	Was soll i denn froga?
Wa isch?	Ha, halt irgend ebbas.
Du – du – woisch –	I woiß nix zom froga.
Etz schwätz doch amol!	Frog halt amol, wia mr s goht.
Woisch – du frogsch mi gar nia ebbas.	Des soll i froga?
Wenn d nix anders woisch.	Froga?
Also – wia goht s dr au?	Jo, froga – nia frogsch mi ebbas.
Wia s mir goht?	o – frog it – frog it –

Staedeles Text zeigt auch, dass die Frontstellung Neu gegen Alt nicht mehr ohne Weiteres abgerufen werden kann. Wenn jetzt *neue* Dialektdichtung beschworen wird, dann trifft dies am ehesten auf Teile der neuen Aufführpraxis mit *Slam Poetry* und öffentlichen Dichterwettbewerben zu, bei der im lokalen oder regionalen Rahmen mitunter auch mundartliche Texte vorgetragen werden. Die Gegensätze, die in der hier beschriebenen Wendezeit auftauchen, sind dagegen abgeflacht. Dies dürfte auch damit zusammenhängen, dass im Dialekt grundsätzlich die Abkehr von Reglementierung angelegt ist.

Goethe, der zur Eröffnung dieser Betrachtung eingeführt wurde, soll auch das letzte Wort haben. Seine Bemerkung *Jede Provinz liebt ihren Dialekt* wird oft zitiert. Aber sie steht bei ihm im Zusammenhang mit der Kritik an der Einführung einer strikt verbindlichen Schriftsprache, wozu er anmerkt: *Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten (...). Mit der Aussprache sollten Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländischer Charakter aufgeopfert werden.*

VVS

**65 JAHRE ALT,
3.893 AUSSTIEGS-
MÖGLICHKEITEN,
1 TICKET.**

**DAS NEUE NETZWEITE
VVS-SENIORTICKET:
IM ABO NUR 41€/MONAT.**

VVS
Meine Verbindung!
RF 254 P 06928E

vvs.de